

Liebe in Wachs

Feuer und Eis, Verzückung und Verzweiflung — wer vermag schroff genug die Gegensätzlichkeit in jenem ersten Liebesgefühl zu empfinden, das dem Vierjährigen Feuer in die Wangen und Schauer über den Rücken träufelte? Süße und Angst der Liebe — niemals später habe ich sie tiefer gekostet.

Die Drehorgeln leierten zum letzten Mal in diesem Sommer zum Tanz der Karussells. Strohfarbene Mädchen lockten Halbwüchsige hinter verschlossene Samtvorhänge. Der Hall der Schießbudengewehre ertrank im Kreischen der Ausrufer. Die Schiffschaukeln sausten in die Nacht und im Überschlag in die Grelle elektrischer Birnen zurück. Dann stand die Burg überm Main unter der samtene Julinacht in bengalischer Glut.

Die Messe war vorüber.

Und dann erlosch auch der rote Widerschein hinter den Akazienbäumen, der dem Vierjährigen wie ein Brand über sein kleines Bett geleuchtet hatte.

Hinter der halbhohen Tapetenwand, die seine Schlafecke abtrennte, hörte er seine Eltern beruhigt atmen. Durch das offene Balkonfenster floß der Duft blühender Akazien. Zwei Sterne, groß wie Zitronen, hingen in ihrem Geäst.

Aber da war nicht wie sonst die Geborgenheit des nächtlichen Zimmers. Die Wand, wie ein Schild gegen die Dunkelheit da draußen gestemmt, schien aufgebrochen. Hinter den Bäumen, die so süß hereinrochen, dort, wo eben der rötliche Schimmer erloschen war, stand Schwärze.

Und da schlugen jetzt die zwei veilchenfarbenen Kugelsterne die Lider auf und bannten den Blick des Knaben.

Und jetzt stand das Mädchen vor ihm, so nah wie am Morgen. Die kleinen Hände leicht nach vorn geöffnet, als habe sie ihn erwartet, die Augen strahlend auf ihn gerichtet.

Und wie am Morgen war nichts mehr auf der Welt wie diese Augen.

Nicht die Mißgeburten im Glaskasten neben ihm, nicht die Verachtung des exotischen Diktators und die aufgeworfenen Lippen des Massenmörders, und gar nicht die Schamlosigkeit der Odaliske im roten Samt ihres Glaskastens.

Er war in einen Bannkreis getreten. Er riß sich von der Hand des Vaters und lief zum Postament, auf dem das Mädchen stand.

„Hinaufheben! Hinaufheben!“

Als der Vater, dem der feiste Besitzer des Wachfigurenkabinetts zulächelte, ihn wegziehen wollte, rief er tränennah mit unerwarteter Heftigkeit: „Hinaufheben!“

Als er vor das Gesicht des Mädchens gehoben war, kam die Verzückung über ihn. Die Schönheit brannte sich zum erstenmal in seine kleine Brust. Das war köstlicher als die Verzauberung durch das erste Märchen. Das

lockte mehr als die Spiele der Freunde und die samtige Anmut seiner jungen Katze.

Nur mit sanfter Gewalt konnte ihn der Vater nach Hause führen.

In dieser Nacht, in der die Schwüle in den Zimmern lockte, weckte die Unruhe des Knaben bald den Vater. Nur das wiederholte Versprechen, das Mädchen am andern Morgen zu besuchen und ihm aus der Spielkiste eine Scherbe Glas zu schenken, durch das die Welt in roter Verzauberung herschien, ließ ihm endlich die Augen zufallen.

Die Schönheit des Morgens: das Zusammenspiel der breit gefügten Feste mit dem sanften Fluß und dem seidigen Himmel über dem Stadttal mit den Weinhügeln, sah der Knabe nicht. Er drängte weiter, als der Vater einen Augenblick am Kopf der Brücke verharrete, an deren Fuß, vom alten Kranen überschattet, noch gestern die Buden und Wohnwägen der Schausteller in schreiender Buntheit standen.

Aber die kleine Stadt der billigen Illusionen war mitten im Aufbruch. Masten waren niedergelegt und die Buden, ihrer bemalten Leinwandfassaden entkleidet, standen in der grellen Sonne wie Skelette.

Der Knabe erschrak, er begann zu zittern, er zerrte an der Hand des Vaters, er wollte sich losreißen. Der Vater nahm ihn auf den Arm und eilte, so schnell er vermochte, in das lärmende Durcheinander hinein.

Rauhe Zurufe, hartes Gehämmer und eine freudlose Geschäftigkeit umfingen den Knaben, der nichts davon sah und hörte; denn dort, ja dort stand sie noch, äußerlich unverändert, die Schaubude, in der das wunderschöne Mädchen auf ihn wartete.

Der Gegensatz zwischen der morgendlichen Helle, dem freien Blick über den Fluß, und dem graugrünen Dämmer in der schmalen Bude war gespenstisch. Die Wachsfiguren, von ihren Postamenten gehoben, standen in einem makaberen Haufen zusammen, ein wüster Traum von dämonischer Scheußlichkeit. Das grünliche Licht unterstrich die Leichenhaftigkeit der Puppen. Der feiste Budenbesitzer, im speckigen Arbeitsanzug, unrasiert und schwitzend, der die Odaliske, ihres Lendenschurzes entkleidet, auf den Armen trug, sah aus wie ein Levantinischer Mädchenhändler.

Der Knabe sah dies alles nicht. Denn er war angefüllt von dem lieblichen Bild des Mädchens, das diese Welt der Häßlichkeit vor seinen Augen verschloß. Seine Blicke suchten die Bude ab und als er das Mädchen nicht fand, rief er, indem seine Hände zu zittern begannen: „Wo ist sie?“

Nach einer kurzen Erklärung des Vaters, schloß der Besitzer die willig geöffnete Hand um ein Geldstück und wies mit dem Kopf in die Ecke der Bude, während er seinen Gehilfen die Odaliske übergab: „Das Weib da in Kiste sechs!“ Dann führte er die beiden vor das Mädchen.

Und jetzt, da sein Gesicht unmittelbar vor ihrem Gesicht war — von dem starken Arm des Vaters hinaufgehoben — jetzt, da der Traum seiner unteilbaren Kinderliebe, nach der er sich verschent hatte, wirklich dastand, jetzt preßte er sich in einer rührenden Scheu an den Vater. Eine feine Röte lief bis in den Hals des Knaben. Er getraute sich nicht, das Mädchen anzublicken. Der Vater fühlte das kleine Herz in kurzen, schnellen Schlägen ticken. Er strich über das zarte Haar des Kindes, das in der Mitte in einem

Scheitel auseinanderfiel, und bedeutete dem grinsenden Budenbesitzer, ihn allein zu lassen.

Dann sagte er: „Du wolltest ihr doch etwas schenken.“ Damit gab er ihm das Stückchen rotes Glas, das der Knabe nun mit einer hilflosen Geste wie ein Opfer dem Mädchen hinhielt, ohne es anzublicken. Es war wie die rührende Hingabe an die Schönheit, deren Anblick uns in fassungsloses Staunen versetzt.

Und dann, indem er sich jäh nach dem Mädchen wandte, faßte er es um den Hals und drückte sein glühendes Gesichtchen an die kühle Wange der lächelnden Puppe. Es war, als wollte er sie in sich hineinpresse, damit die Schönheit wie ein Siegel sich in sein Herz brennen sollte. Und dann war nichts mehr als dieses Festhaltenwollen, dieses zärtliche Überströmen in die geliebte Gestalt. Dieser törichte Traum, der uns alle nicht loslassen will, dem Glück des Augenblickes Dauer zu verleihen.

Sei es nun, daß der Vater mit seinem Fuß einen Mechanismus gelöst hatte oder daß die Kiste neben dem Postament des Mädchens nicht richtig verschlossen war — mit einem gellenden, sirenenhaften Schrei sprang aus dem sich hart aufschlagenden Deckel eine haarige Schnauze, von der Wucht der Feder emporgeschnellt. Sie traf das Postament des Mädchens so heftig, daß die Puppe zu schwanken begann. Der herbeieilende Budenbesitzer konnte sie noch vor dem Sturz bewahren. Eine zweite Feder mit einem klauenhaften Arm schnellte hoch und schien nach dem Mädchen zu greifen.

Vor dem Knaben, der aus seiner Versunkenheit gerissen wurde, schien sich die Hölle zu öffnen. Was soeben noch glückhafter Besitz schien, drohte von einer dämonischen Macht vernichtet zu werden. Er schrie, er klammerte sich an den Vater: „Sie sollen ihr nichts tun! Schlag es tot, schlag es tot!“ Und als der Budenbesitzer versuchte, die beiden Federn in die Kiste zurückzudrücken, entglitten sie seinen Händen und das grausige Schauspiel wiederholte sich vor dem entsetzten Knaben. Das erste Mal in seinem Leben fühlte er eine kalte Todesangst um ein geliebtes Wesen und in seine kleine traumverhaftete Seele senkte sich — ihm unbewußt — das Erlebnis vom Ungesicherten alles Lebendigen. Und so schrie er verzweifelt um Hilfe, auch noch, als der zugeschlagene Kistendeckel die beiden Federn in ihre Spannung zurückgebändigt hatte. —

Und dies Erlebnis blieb auch dem Mann, der aus dem Knaben hervorzugs. Es kam keine neue Erkenntnis dazu. Und je tiefer er sein Herz an ein vergängliches Wesen verlor, umso stärker wuchs mit ihm die Angst um den Verlust. Wenn er auch später lernte, die Ohnmacht vor dem drohenden Untergang nicht mehr hinauszuschreien — er zitterte dennoch wie der Knabe vor jedem Augenblick, in dem das Geschick einen Kistendeckel zu öffnen schien, um die tödliche Klaue herauszuschellen.

Aber er lernte auch, daß eine bedingungslose Hingabe die Todesangst um den Verlust in sich tragen muß, denn nur dort ist die Liebe, wo sie sich ängstigt, das Geliebte zu verlieren.

Und so mag der Vater gedacht haben, als er den verstörten Knaben hinaustrug in die helle Sonne, den sanften Fluß entlang, über dem die Feste in scheinbarer Gesicherheit ruhte. Er sagte nichts, er streichelte das Haar seines Knaben, der zum ersten Mal in seinem kleinen Leben etwas vom innersten Geheimnis der Liebe erfahren hatte.

Anthologie in Birkenrinde

Es ist merkwürdig, daß man nur immer an den Leib denkt, wenn man von Hunger spricht. Stelle dir vor, lieber Leser, du befindest dich in einer Lage, wo dir der tägliche Hunger des Leibes bereits zur Selbstverständlichkeit geworden ist. Du hast dich nicht an ihn gewöhnt, keineswegs, aber er ist gewissermaßen eine Begleiterscheinung deines täglichen Lebens geworden, ein Schatten, der dir auf Schritt und Tritt folgt, früh, mittags, abends und sogar nachts, wenn du deine müden Augen einmal öffnest. Du hast keine Möglichkeit, ihm auszuweichen, du akzeptierst ihn. Aber daneben steht der andere Hunger, der Hunger der Seele. Nicht jeder verspürt ihn; aber der ihn spürt, den packt er mit aller Gewalt, den beutelt er mit seinen schneigen Händen her und hin und brüllt ihm täglich, stündlich ins Ohr: „Schaffe mir Nahrung, oder ich zermürbe dich!“

Ich bin ein Freund der Lyrik. Ich dichte nicht selbst, aber ich liebe Gedichte. Und da ich mich in einer solchen Lage befand, ging ich daran zu re-ka-pi-tu-lieren. Ich durchforschte mein Gedächtnis, ja, ich marterte es oftmals. Manchmal gab es etwas von sich und schwieg dafür ein anderes Mal um so hartnäckiger.

Zum Schreiben benötigte ich Papier. Ich habe vergessen zu erwähnen, daß ich mich hinter russischem Stacheldraht befand. Papier war nicht aufzutreiben. Deshalb nahm ich ein Stück frischer Birkenrinde und löste die einzelnen Schichten voneinander. Dann schnitt ich die Bogen mit einem Messer (das eigentlich nur ein breit geschlagener Nagel war) zurecht und heftete sie mit einem Faden, den ich mir aus dem Ärmelrock zog, zusammen. Als Einband verwendete ich ein starkes Stück Birkenrinde.

Das Büchlein war fertig. Es sah gar nicht schlecht aus. Da ich nun auch hineinschreiben wollte, nahm ich einen Tintenbleistummel, löste die Mine heraus und ließ sie in wenig Wasser vergehen. So kam ich zu Tinte. In der Tiefe einer speckigen Wattehosentasche hatte ich vor einiger Zeit eine Schreibfeder entdeckt und so konnte ich mit dem Schreiben beginnen. Der Federhalter war das Werk weniger Minuten.

Ich begann also:

„Wie eine Geliebte begrüß' ich dich, heitere Stadt, wenn du, von der erwachenden Morgensonne geküßt, aus dem Schlaf dich erhebst...“

Es waren Worte von Hermann Schnell, meinem Würzburger Landsmann. Damals ahnten wir noch nichts über das Ausmaß der Zerstörung, die über unsere Heimatstadt gekommen war. Wir hofften das wiederzufinden, was schon durch Jahrhunderte zu den Kleinodien der Stadt gehörte, die trutzige Festung, das Falkenhaus, die hohen Gewölbe des Domes, die lichte Front der Residenz. Aber — tempora mutantur. Auch Hermann Schnell ist geblieben, der stille, ruhige Mensch, der seine Vaterstadt so sehr liebte. Immer mehr verzehrte ihn die Sehnsucht und als wir ihn in die Erde betteten, sprach ich leise seine Worte am offenen Grab. Es war mir wie ein Gebet.

Doch ich wollte noch mehr einschreiben: Storm's „An meine Söhne!“ Aber beim dritten Absatz war es aus. Es ging einfach nicht mehr weiter.